

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [20]

Artikel: Klaus Inzuben und seine Tochter [Fortsetzung und Schluss]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kann dir sagen, wie es gekommen ist und weiter kommen wird.“

Die Königin zögerte, als warte sie, ob Trewula spreche. Als diese aber schwieg, fuhr sie fort: „Mein Sohn, dein Gemahl, hat zu viel Lob gehört. Sie rühmten Tag für Tag seine Taten.“

„Sie hatten wahrlich Ursache,“ unterbrach Trewula stolz.

„Sie hatten es,“ sprach die alte Königin weiter, „allein sie gewöhnten ihn so an Lob und Schmeichelei, daß er allmählich nicht unterschied, wenn sie rühmten, was keines Ruhmes wert war. Jetzt trinkt er ihre süßen Worte wie Gift und merkt nicht, wie es ihn betäubt. Er fühlt sich ein Gott und glaubt an seine Allmacht und daß ihm er-

laubt, was andern verboten. Ich rede davon, meine Tochter, damit du es wendest. Seine Mutter will er nicht hören. Vielleicht hört er auf sein Gemahl.“

Trewula sah vor sich nieder. Ihr Mund zuckte. „Meine Macht ist gering,“ sagte sie. „Du vergiffest, Königin, daß ich eine Magd war und daß die nicht gebieten darf, die also erhöht wurde. Aber ich will es versuchen!“ „Und,“ fügte sie hinzu, „wenn ihm die Schmeichler falsch wären und ihm darum ein Leid geschähe, so werde ich an seiner Seite sein, es mit ihm zu tragen.“

Sie erhob sich bei diesen Worten. Ihre Gestalt streckte sich, und aus ihren Augen brach ein Glanz, der wie lachende Kraft war.

(Fortsetzung folgt).

Klaus Inzuben und seine Tochter.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

(Fortsetzung statt Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Als Konrad Merck weg war, stieg Hermine langsam in ihre Kammer hinauf. Sie streifte den Ring vom Finger und warf ihn auf den weißen Tischüberzug hin. Das kleine Soldatenbild legte sie dazu, ohne es noch einmal anzusehen, das Gesicht abwärts gekehrt. Hochatmend blieb sie eine Weile mitten in der Kammer stehen. Es war ihr, als sei eine Last von ihrem Leben genommen. Unbewußt kam jetzt ein Lächeln auf ihr Antlitz. „Glückzu, Taubenmoos,“ sagte sie leise zu sich selber.

Darauf setzte sie sich auf einen Stuhl neben das Bett hin und drückte das heiße Gesicht in die kühle Decke hinein.

Eben trat der Vater unten ins Haus. Einen Augenblick dachte sie daran, gleich jetzt hinunterzugehen und ihm alles zu sagen.

Nein. Das ging unmöglich an. Sein Zornausbruch müßte das ganze Haus in Aufruhr bringen. Die Brene erst, wie würde die ihrer giftigen Zunge den Lauf lassen! Und alles, jedes Wort bekäme der Pauli zu hören. Er war droben in seiner schmalen Kammer, sie wußte es.

Hermine legte sich einen Plan zurecht. Sie wollte morgen unauffällig weggehen, um bei ihrem Mutterbruder in Gräpnach Unterkunft und Rat zu suchen, der dann nach seiner wohlmeinenden Art gewiß alles so gut, als es eben möglich war, zu schlichten wußte.

Da hörte sie, wie Pauli die steile Windenstiege herabkam und langsam, wie zögernd an ihrer Kammer vorbeisritt. Schon bei der untern Treppe stehend, schien er sich zu besinnen. Er kam noch einmal zurück und klopfte an ihre Tür, erst leise und schüchtern, dann, als sie nicht Bescheid gab, etwas nachdrücklicher. Nun öffnete sie und trat zu ihm in den Gang hinaus, die Tür hinter sich zuziehend. „Was wollt Ihr?“ fragte sie kurz, mit einer gleichmütigen Sicherheit, die sie sich selber nicht zuge-
traut hätte.

Er war sehr verlegen. „Ich bitt Euch nur ums Guthalten,“ sagte er und blickte dabei an ihr vor-

bei auf den mattgelben Lichtstreif, den die Abendsonne durchs schmale Gangfenster auf die weißgetünchte Mauer warf. „Es ist eine ganz einfältige Sache, und Ihr werdet drüber lachen.“ Er zog ein sorgfältig zugeklebtes Briefchen aus der Rocktasche, drehte es zögernd zwischen den Fingern, um es dann mit einem plötzlichen Entschluß wieder einzustecken. „Fast den ganzen Tag hab ich an dem Brieflein geschrieben. Aber jetzt weiß ich, es ist nichts recht gesagt darin. So etwas kann man gar nicht in einen Brief schreiben. Und ich glaube auch, Ihr wißt ja alles schon. Am ersten Tage schon habt Ihr mir's ansehen können...“

Sie sah, daß es schwer in ihm arbeitete. „Es ist mir jetzt recht, daß ich Euch wenigstens noch die Hand geben kann,“ fuhr er gedrückt fort, ohne sie anzusehen. „Meine Sachen sind schon aus dem Hause. Ich kann nicht mehr da sein, mit dem besten Willen, ich kann nicht. Es verwürgt mich, wenn ich zusehen muß...“

Er hielt inne und sah ihr mit einem warmen Blick in die Augen. „Es ist nicht bloß so eine Grille von mir, halt weil mir Euer Gesicht und Euer Tun gefällt. Ich weiß nicht, was es ist, ich meine immer, die andern sind gar nicht wie Ihr. Und der vom Taubenmoos...“ Er stockte und biß sich auf die Lippen.

Es war ihr ganz wunderbar zumute. Sie fühlte es förmlich, wie ihre Augen unter seinem Blick erblühten. Fast ohne daß sie selber darum wußte, öffnete sie die Tür ein wenig und wies auf den auf dem Tische liegenden Ring hin.

In diesem Augenblick ging unten die Küchentüre, die Brene kam raschen Schrittes die Stiege herauf.

Hermine hatte nur einen Gedanken: Die darf uns nicht zusammen sehen! Jetzt am allerwenigsten! Mit einer raschen Handbewegung schob sie Pauli in die Kammer hinein und schloß hierauf die Tür leise zu.

Draußen gellte ein triumphierendes Lachen. „So

— die Raß hat den Vogel!“ Ein Schlüssel wurde geräuschlos abgedreht: die beiden waren in der Kammer eingeschlossen.

Noch schneller, als sie heraufgekommen, war die Brene in der Küche drunten und machte einen ordentlichen Lärm in die Stube hinein.

Pauli begriff augenblicklich, um was es sich für Hermine handelte. Einer schnellen Eingebung folgend, trat er ans offene Fenster, maß mit den Augen den Abstand bis zum Hofe hinab und machte Miene, sich auf die Brüstung zu schwingen. „Es macht mir nichts, ich kann auf dem untern Laden absteigen,“ bat er, als sie ihn ängstlich zurückhielt.

Da stand Klaus Inzuben schon in der angelweit geöffneten Türe. Seine Lippen bewegten sich krampfhaft, aber er konnte nicht gleich reden.

„Luderware!“ brachte er endlich keuchend heraus. Mit erhobenen Fäusten ging er auf Hermine los, die mit verschränkten Armen, unbeweglich und keines Wortes mächtig, am Fenster stand.

Pauli vertrat ihm den Weg. Er hielt ihm die Handgelenke fest. „Seid gütig, Meister! Wenn Ihr alles wißt...“

Klaus Inzuben warf ihm ein häßliches Wort zu. „Laß los, du — Ich spei' dir ins Gesicht!“

Er trat nun nach der Türe zurück, rückwärts schreitend, ohne die Augen von Hermine abzubringen. „Ich tu dir nichts. Ich rühr' dich nicht mit einem Stecklein an — so eine! Ich sag' nur: In einer Viertelstund' seid ihr auf der Straße, ihr zwei! Du kannst ihr packen helfen — deinem Mensch!“ wandte er sich noch mit einem häßlichen Lachen an Pauli. Dann war er weg.

Pauli gewann die Fassung zuerst zurück. „Nun bin ich schuld,“ sagte er tonlos. „An allem ich!“

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. „Mein Hochmut ist schuld...“

Da fand er den Mut, sie in seine Arme zu schließen. Sie ließ es geschehen und weinte leise an seiner Brust. So standen sie lange, ohne daß eins ein Wort verlor. Dann hieß sie ihn mit einer kaum bemerkbaren Handbewegung hinausgehen. „Wartet dort auf mich; Ihr seid jetzt meine Schildwache,“ sagte sie und hatte wahrhaftig ein Lächeln auf den Lippen.

Er gehorchte wie ein Kind. Sie fing sogleich an, ihre kleinen Habseligkeiten zusammenzuraffen, um damit für diese Nacht bei der Freundin Hanna Obdach zu suchen.

V.

„So, jetzt bin ich das Nachlaufen satt,“ sagte der Oheim Heinrich zu Hermine, nachdem er das dritte Mal ohne ein gutes Wort von ihrem Vater aus Gersbach zurückgekommen war. „Wenn sie von dir nichts mehr wissen wollen, brauchst du es mit ihnen auch nicht anders zu halten.“

Bei keinem seiner drei Besuche hatte Klaus Inzuben seinem Schwager auch nur die Haustüre aufgemacht. Und heute hatte er ihm durchs Fensterflügelchen zugerufen, laut genug, daß man es drei Häuser weit hören konnte: „Der, den es angeht,

wird sein Mensch schon verhalten! Und wenn du noch einmal kommst, heß ich dir den Hund an!“

Hermine stand in der Küche am Spülbrett, während ihr der Oheim das mitteilte. Der Zorn zitterte noch aus jedem seiner Worte.

Sie hielt nicht mit Schaffen inne. Auf ihrem Gesicht verzog sich keine Miene, kaum daß sie die Lippen etwas fester aufeinander preßte. Das erste Mal hatte sie dem Vater das häßliche Wort verzeihen können, diesmal nicht.

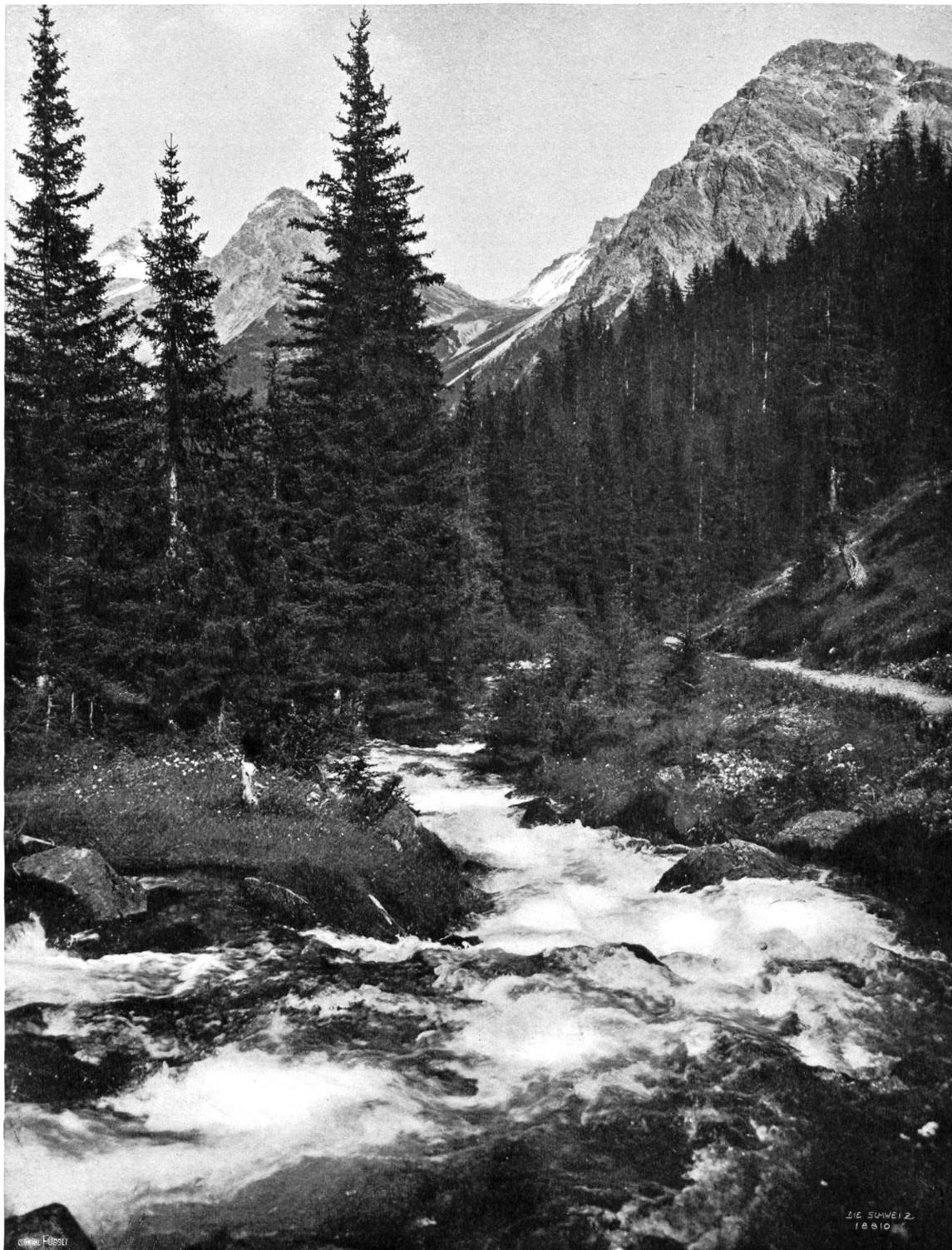
Nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig war, ging sie in ihre kleine Kammer hinüber und nahm die zwei Briefe aus ihrem Verwahrsam, die sie in den letzten, langen Wochen an den Vater geschrieben, die aber beide uneröffnet zurückgekommen waren. Sie steckte sie zwischen die im Kochherde glimmenden Scheiter und sah scheinbar gelassen zu, wie sich die grauen Umschläge und die zusammengefalteten Blättchen im Feuer krümmten und zu Asche wurden. Als ihr dabei unversehens die Tränen über die Wangen zu rinnen begannen, wandte sie sich mit einem unwilligen Ruck vom Feuer weg und machte sich im Schrank und auf den Gestellen zu tun. „Nur für seinen Hochmut bin ich ihm auf der Welt gewesen,“ sagte sie verbittert in sich hinein.

Durch Hanna Meister, die einmal zu Besuch gekommen war, hatte Hermine allerlei von daheim erfahren. Wie der Taubenmösler der ohne jeden Grund einseitig aufgelösten Verlobung wegen auf Schadenersatz geklagt und wie Klaus Inzuben vor dem Friedensrichter mit ihm abgemacht habe. Wie der Merk dann am gleichen Tage mit der Susanna Specker im Güetli angebunden, die nun vor Freude über ihren Glücksfall und vor Stolz auf den reichen Hochzeiter gleich wie ihr Alter gar nicht wisse, wie sie den Kopf tragen solle.

Klaus Inzuben sei ein ganz anderer Mensch geworden, hatte Hanna weiter berichtet. Er sei jetzt merkwürdig gesprächig und stehe oft mitten auf der Straße bei Leuten still, die er früher nicht eines Blickes wert gehalten hätte. An der Brene sei nun auf einmal alles recht, er bitte förmlich bei ihr ab. Er ließe sich von ihr um den kleinen Finger wickeln, und die Brene sei auch schlau genug, ihn warm zu halten und das gute Wetter zu benützen. Bereits habe er jedem ihrer zwei Kinder eine schöne Summe ins Sparheft gelegt. Er sage es offen am Wirtstische, es sei dem Rudolf und der Brene kein Nachteil, daß „die andere“ so zum Vorschein gekommen sei. Er wisse schon, was er zu tun habe.

Die einzige erfreuliche Botschaft war die, daß es Rudolf gut gehe und er bereits wieder der Feldarbeit nachkommen könne.

Mit Pauli war Hermine seit ihrem Weggang vom Elternhause mehrmals zusammen gewesen. Er kam fast jeden Sonntag die drei Stunden Weges zu Fuß nach Gräpnach herüber. Sie machten zusammen liebe Spaziergänge auf einsamen Feldwegen, an blumenübersäten Wiesen und schwellenden Saatäckern hin und fanden, die Welt sei noch gar nie so schön gewesen. Sie hatten sich viel und mancherlei zu erzählen, die Stunden



Im Schanfigg an der Plessur.
Nach photographischer Aufnahme von F. Junginger-Hefli.

gingen ihnen wie im Traum vorbei. Immer wieder mußten sie darüber staunen, daß sie allem, allem zum Trotz so glücklich sein konnten.

Pauli, dem keine Arbeit zu viel war, sah der Zukunft guten Mutes entgegen. „Wir haben ja Zeit,“ sagte er. „Es ist mancher ohne Geldsack auf die Welt gekommen und hat es doch zu etwas gebracht.“ Er hatte im vergangenen Herbst einem Drainierkurs beigewohnt; nun war er als Vorarbeiter bei den da und dort im Kanton unter staatlicher Leitung ausgeführten Entwässerungsanlagen tätig und brachte ein hübsches Stück Geld auf die Seite. Dazu winkte ihm in nicht allzuweiter Ferne ein kleiner Besitz. Sein Taufpate, der Gruber in Neuwies, der ohne Kinder war und dem die Bearbeitung seines Gütchens zu beschwerlich wurde, hatte schon oft durchblicken lassen, daß er dann einmal auf ihn denken werde.

In seiner fröhlichen Zuversicht hatte Pauli bis jetzt immer noch geglaubt, Klaus Inzuben würde doch endlich den Kopf brechen und auf ein verständiges Wort hören. Ja, er hätte den Mut gehabt, am ersten besten Sonntag mit Hermine nach Gersbad zu fahren.

Hermine kannte den Vater besser. „Wir müssen warten,“ hatte sie schon immer gesagt. „Ein Jahr tut bei ihm nicht mehr als bei einem andern zwei Wochen.“

Jetzt konnte freilich auch Pauli nicht mehr darüber im Zweifel sein, daß es vorläufig keine Versöhnung gab, daß sie ganz auf sich selber angewiesen waren. Nun, es ging ja. Er kam schließlich darüber weg. Und sie hatte ein stilles, bescheidenes Unterkommen; ans Guthaben war sie auch im Elternhause nicht gewöhnt worden.

Als die Dengelhämmer ihr eintöniges Lied sangen und man sich gemach zur Heuernte rüstete, erhielt Hermine eines Abends einen Brief mit dem Amtssiegel der Heimatgemeinde. Er enthielt einen Kaufvertrag, durch den Klaus Inzuben sein Anwesen „zur Lauben“, bewegliches und unbewegliches Gut, gegen einen mäßigen Kaufpreis seinem Sohne Rudolf als unbeschränktes Eigentum übertrug. Nur das Wohnrecht im Hause, den „Winkel“, wie es in der Urkunde hieß, hatte er sich vorbehalten.

Eine Notiz des Beamten teilte Hermine mit, daß der Vertrag pro forma ihrer Unterschrift bedürfe, um rechtskräftig zu werden. Der Oheim, der den Preis zu niedrig fand, riet ihr, Schwierigkeiten zu machen; aber sie war nicht dazu zu bewegen. „Wenn er mich nicht mehr als sein Kind kennen will, so will ich es auch nicht mehr sein,“ sagte sie und blieb dabei.

„Sie hat halt dem Klaus seinen Kopf,“ meinte der Oheim nachher in der Küche zu seiner Frau.

Rudolf Inzuben konnte sich des vom Vater überkommenen schönen Hofes nicht lange freuen. Eben während Pauli für ein paar Tage in Gräpnach bei der Weizenernte half, berichtete ein verschlossener Trauerbrief, der erst Dreißigjährige sei plötzlich an einer Lungenentzündung gestorben. Seine heimtückische Krankheit war nie ganz überwunden

gewesen. Unter die gedruckte Anzeige hin hatte der Vater mit Bleistift geschrieben, es sei nicht notwendig, daß Hermine zum Begräbnis komme, schon der Familie wegen, andernfalls er selber wegbleiben würde.

Pauli war durch diese Bemerkung mehr als durch alles Bisherige gekränkt und beleidigt, aber er suchte es vor Hermine zu verbergen. Er redete ihr ein, ein Vergnügen wäre es für sie ja doch nicht gewesen, neben der Brene im Leid zu stehen.

Hermine weinte in diesen Tagen viel im verstorbenen. Am den Bruder, dem das Leben so wenig gehalten hatte, um die Heimat, zu der sie ein verschwiegenes Heimweh stärker als je hinzog, nun, da sie ihr ganz und gar verloren schien.

Im Spätherbst und während des trockenen Vorwinters half Pauli bei der Entsumpfung des kleinen Birkenriedes unterhalb Reichenberg mit. Der Zufall wollte es, daß er eines Tages in dem Wirtshause, wo er gewöhnlich den Mittagstisch einnahm, unversehens Klaus Inzuben gegenüber sah. Dieser tat indes ganz so, als ob er ihn nicht kenne und noch nie im Leben gesehen hätte.

Pauli brachte es nachher kaum über sich, Hermine von dem Zusammentreffen etwas zu sagen.



Das Kirchlein von Langwies im Schanfigg. Phot. Ida Pabst.



Schanfiggtaler auf der Pirsch. Phot. Ida Bafst.

Eines verschwieg er ihr ganz: sein ehemaliger Meister war ihm äußerlich etwas vernachlässigt vorgekommen. In solch schäbigem Aufzug hätte er sich vordem nicht außer Dorfes sehen lassen.

Durch einen Bekannten aus Gersbach, den Sohn des Schreiners Manz, bekam Pauli in der Folge allerlei Neuigkeiten auch vom Laubenhofe zu hören. Dem Inzuben gehe es, wie er das an seiner Toch-

ter verdient habe, und er werde noch einmal ganz zum Kreuz kriechen müssen. Im Anfang habe ihm die Sohnsfrau in Stall und Feld das Regiment überlassen, wie er es denn auch bei Rudolfs Lebzeiten immer geführt habe. Aber sobald dann das mit dem Nifener angefangen, sei es mit dem Regieren von heute auf morgen aus gewesen. Und jetzt bekomme es Klaus Inzuben jeden Tag zehnmal zu schmecken und zu hören, daß ihn auf dem Laubenhof weder Pflug noch Pfosten auch nur mehr

einen Nagel groß angehe. Die Sohnsfrau habe es auch zu seinem Aerger durchgeseht, daß statt des Großvaters der Gemeinrat Koller zum Vormund über die Kinder bestellt worden sei, nur damit er ihr in keiner Weise etwas einzureden habe. Der Inzuben werde dann mit den drei- oder viertausend Fränkeln, die er noch habe, weit springen. Er habe sich selber in die Knie hineingefügt.

(Schluß folgt).

Das Graubündner Himmelreich.

Mit einer Kunstbeilage und sechs Abbildungen im Text.

Nachdruck verboten.

Immer mehr sucht der Großstädter seine sommerliche Erholung in der unberührten Natur. Die Berge und Täler, die mit Netzen von Eisen-, Gipfel- und Drahtseilbahnen überponnen sind, die überfüllten Hotelpaläste, das ganze elegante laute Getriebe lockt ihn nicht mehr; in tiefe Einsamkeiten zieht ihn seine Sehnsucht, in ferne Erdenwinkel, wohin Dampftröf und Auto nicht dringen und wo die Landschaft noch ihr ursprünglich Gepräge bewahrt hat. Freilich, leicht ist's nicht, solch verborgenes Paradies zu finden. In der Schweiz schon gar nicht, wo der Strom der Fremden Berge und Täler immer mehr mit seiner nivellierenden unpersönlichen Kultur überschwemmt. Immerhin gibt es auch hier noch Orte genug, die von diesem Schicksal verschont geblieben, zumal im romantischen Graubünden. Da gibt es noch stille friedliche Dörfer, verträumte Wälder, einsame Bergthalde, die selten eines Fremden Fuß betritt. Wenige Wunder der Technik nur erlebt man hier, keine Gipfelbahnen führen uns mühelos auf die mit ewigem Schnee gekrönten Berge, kein Aufzug befördert Passagiermassen zu den silberweißen Riesenschlangen gleichenden Gletschern. Stolz und unnahbar ragen die uralten Alpenkönige in den südlich blauen Himmel. Aber dem rüstigen Wanderer, der die Mühe, zu ihnen zu gelangen, nicht scheut, zeigen sie sich vertraut. Spalten, Ritzen und Schründen erzählen wie Runzeln in einem Greifenantlitz von verfloffenen Jahrtausenden. Von Werden und Vergehen. Und das Fallen eines abbröckelnden Steines klingt „wie das Rücken des Sekundenzeigers auf der Weltenuhr“.

Solch ein idyllisch freundliches Tal ist das entzückende Schanfigg, das der Graubündner stolz sein „Himmelreich“ nennt. Hier brodelnd und brausend die wilde Plessur, die oberhalb Arosa ihre Quelle hat und bei Chur in den jungen schlanken Rhein mündet. Dem Felsen abgerungen windet sich das schmale

Band der Berglehenstraße meist dicht am Abgrund hin. Selbst das Auto, das sonst in die unwirklichsten Gegenden dringt, ist hier verpönt. Im ruhigen Schritt, hin und wieder im gemächlichen Trab ziehen stämmige Gäule die altwäterische Postkutsche hinan, und sechs Stunden braucht es, bis der dreißig Kilometer lange Weg vom Anfang bis zum Endpunkt des Tals, von Chur bis Arosa zurückgelegt ist.

Chur, die Hauptstadt des Kantons, liegt eingebettet in einen Kranz von hohen Bergen, die steil aus dem Rheintal emporsteigen. Die Stadt ist alt, uralte. Die Kastelle Marsöl und Spindöl erzählen von der Zeit der alten Römer, die seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. in das alte Rätien eindringen, es später einer ihrer Provinzen einverleibend. Um 500 n. Chr. war es Bischofssitz des heiligen Lucius, der dem wilden Bergvolk der Rätier die christliche Lehre predigte. Tausend Jahre später erfüllten heiße Glaubenskämpfe die Stadt: die Reformation brachte Umsturz und Kriegsgeschrei. Die Taten des streitbaren Pfarrers und Obristen Jürg Jenatsch, der Mord und Blutvergießen nicht scheute, um sein Vaterland von fremder Herrschaft zu befreien, erfüllten ganz Graubünden mit wildem Schlachtenlärm... Der Handel von und nach Italien blühte bereits im Mittelalter, und eine lange Reihenfolge angesehenen und wohlhabender Geschlechter lebte in den engbrüstigen grauen Giebelhäusern Churs. Erst seitdem die Gotthardbahn den Uebergang nach dem Süden vermittelt, versiegte diese Quelle des Wohlstandes, und die Stadt wäre zum bedeutungslosen Provinzstädtchen herabgesunken, wenn nicht der Verkehr mit den aufblühenden Landgemeinden ringsum einen teilweisen Ersatz böte. Das Prättigau mit Davos, das Engadin mit St. Moritz und Pontresina, das Schanfigg mit Arosa — für all diese Orte ist Chur der Mittelpunkt. Zum Teil zweigt sich